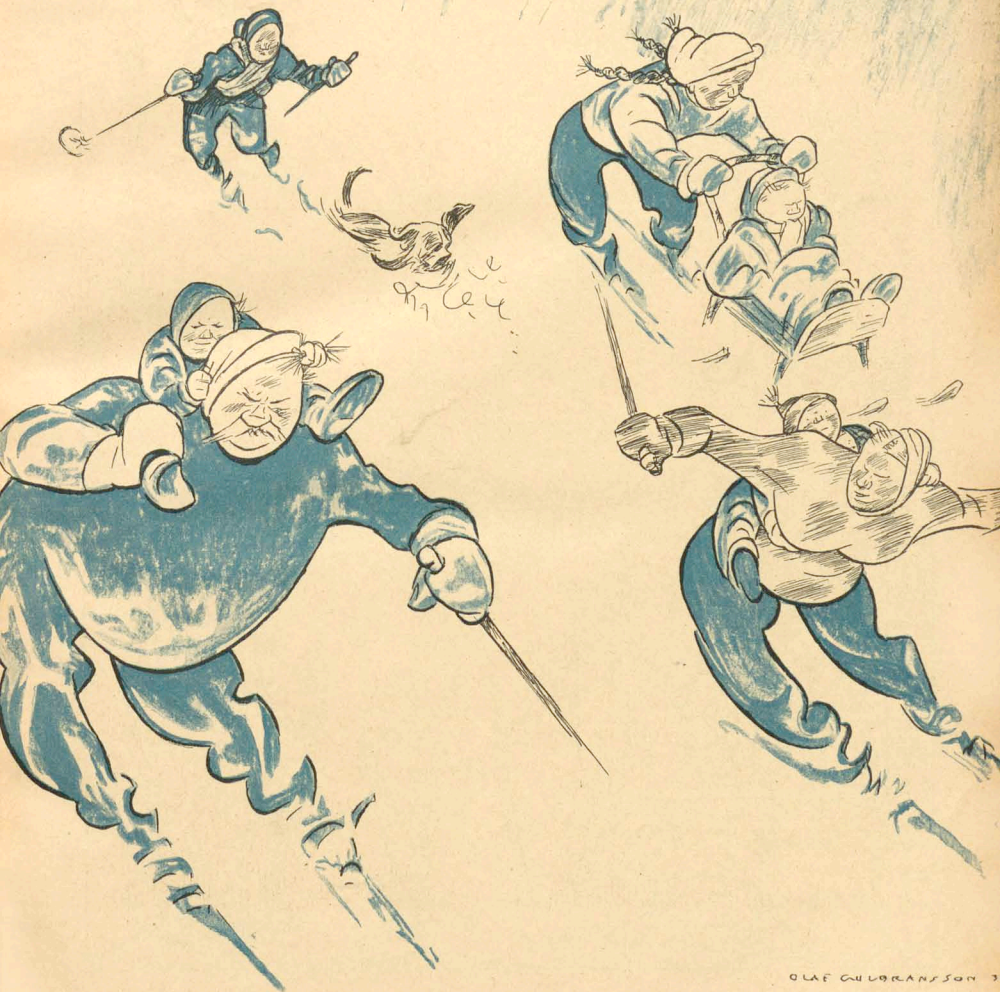


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

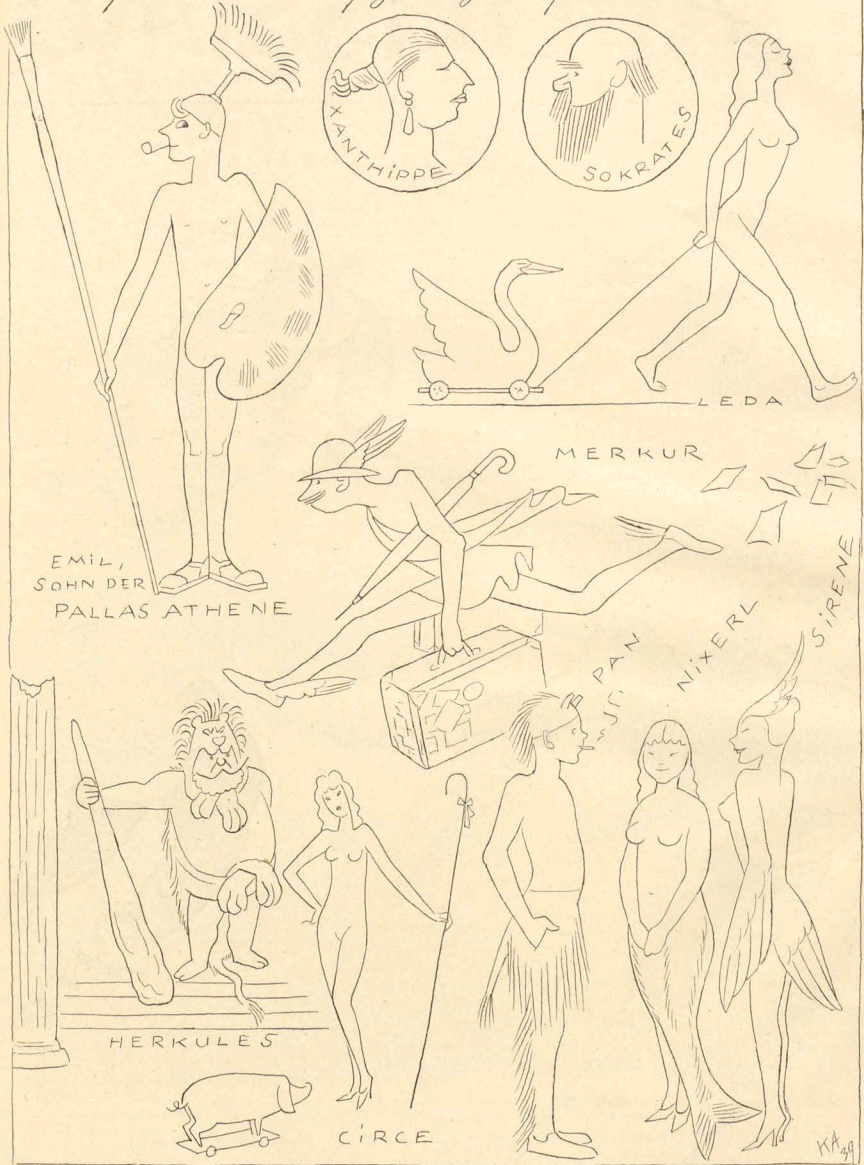
Mit Kind und Kegel



OLAF GULBRANSSON

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, schwitz' ich nun so oder ist Mariechen undicht geworden?!“

Kopfmuseen pflägen für das



EMIL,
SOHN DER
PALLAS ATHENE

XANTHIPPE

SOKRATES

LEDA

MERKUR

SIRENE

PAN

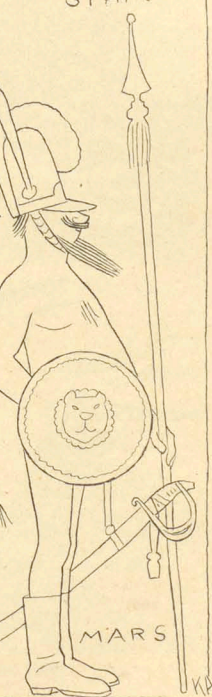
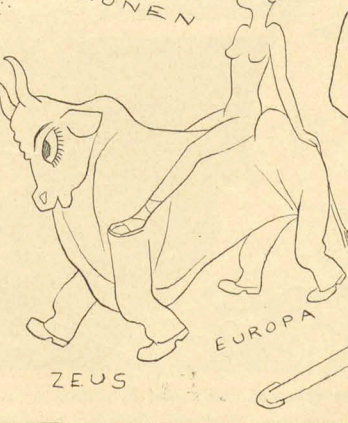
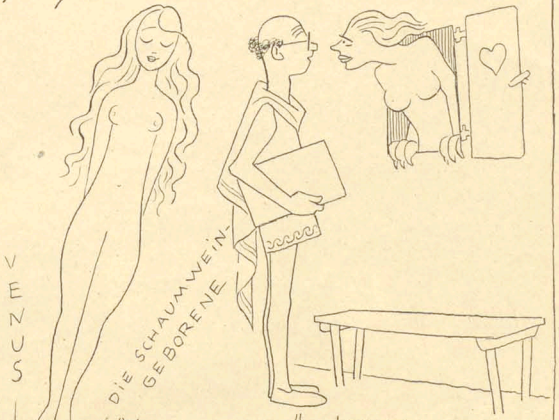
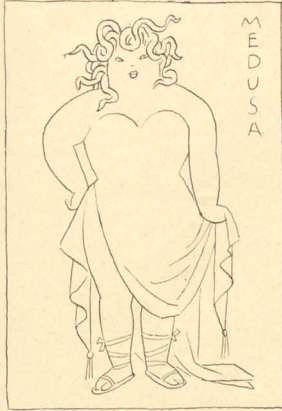
NIXERL

HERKULES

CIRCE

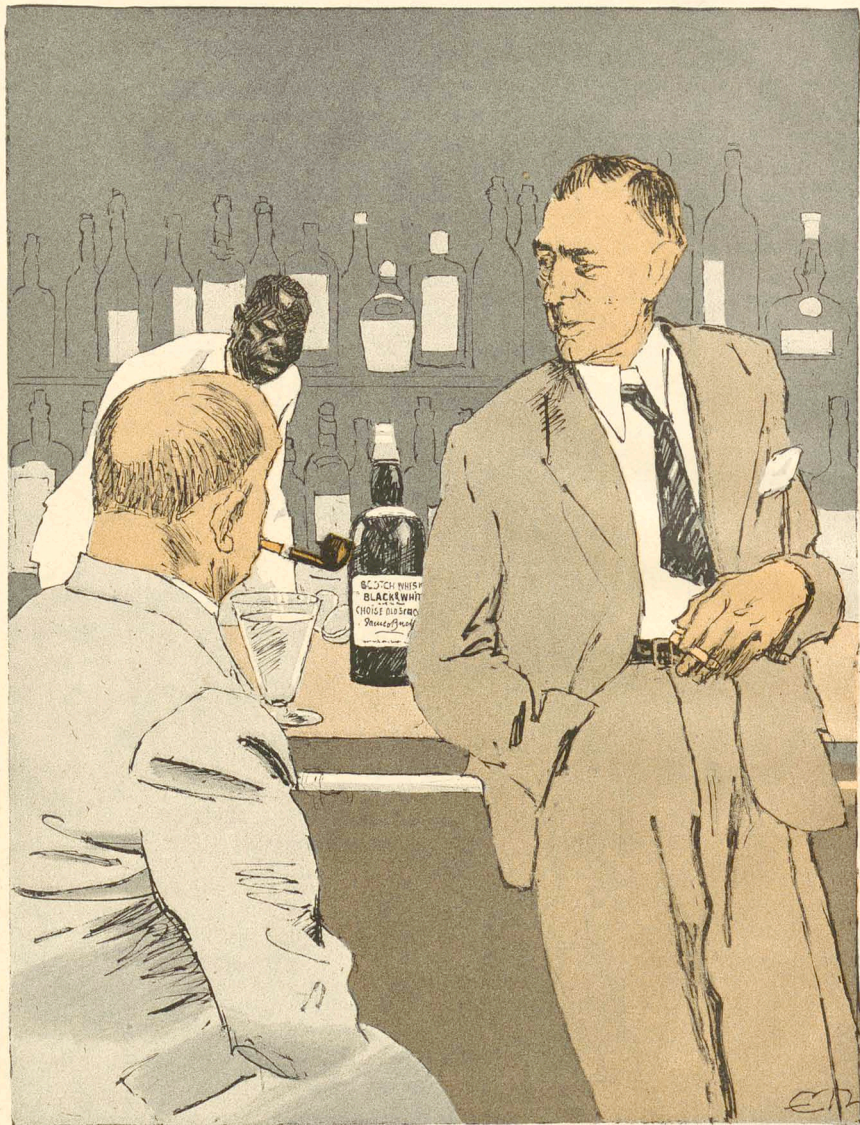
KA 49

Fäufingofest "IM OLYMP"



Das große Geschäft in USA.

(E. Thöny)



„Well, der Stahltrust muß an der Aufrüstung schon so viel verdienen,
daß er einen Krieg nicht mehr unbedingt nötig hat!“



„Ach ja, es lohnt sich wohl ein braves Mädchen zu sein, aber anscheinend doch nicht genügend...“

DIE HARTE BRUST

Von Walter Folztrick

Das Frackhemd besteht fast überall aus Stoff, sagen wir mal aus Leinen, aber nur fast, denn vorne auf der Brust besteht es aus einer Masse, vermutlich aus einer Preßmasse. Warum das so ist, weiß man nicht, aber man weiß ja von manchem nicht, warum es ist. Vielleicht aus Repräsentation, hart ist immer repräsentativer als weich. Oder sollte es eine Erinnerung an einen Panzer sein, eine Ritterrüstung oder eine Galanterierüstung, wie sie in der Barockzeit bei Familienfestlichkeiten gekrönter Häupter getragen wurden, mit Spitztenkrägeln darüber? Zum Frackhemd tragen wir jetzt kein Spitztenkrägelchen, sondern eine weiße Krawatte. Bei Frackhemd fällt mir ein, daß seine sachgemäße Behandlung nebst Krage und Krawatte die einzige Gelegenheit ist, bei der ich mir die Verwendung eines Kammerdieners vorstellen kann. Sonst wandle ich zu sehr in den Niederungen der Menschheit, als daß mir ein Kammerdiener nicht störend wäre. Allerdings, wenn ich mir dreimal täglich ein reines Frackhemd umschallen müßte, ich würde einen Kammerdiener nehmen. In der Mitte der Hemdbrust sitzt eine technische Vorrichtung: die sogenannte Perle. Wenn Sie sich

vorbeugen, etwa bei der Begrüßung der Gattin Ihres Chefs, springt die Perle, geschleudert von der sich wölbenden Hemdbrust, ins All. Sie braucht dabei nicht immer in den Ausschnitt des Ballkleides der Chefin zu treffen, aber auch so ist sie verloren, denn die falscheste Perle läßt sich im festlichen Saale nicht wiederfinden. Vielleicht ist Ihnen der Mann in der Toilette dann irgendwie behilflich. Ich kenne einen Herrn, der hat an einem einzigen Festabend fünf Hemdenknöpfe verschossen, und als er ohne Munition war, mußte er gehen, weil die Politik des offenen Frackhemdes nicht zulässig ist. Schon beim Anziehen, beim Binden der Krawatte und beim Montieren der Perle wird das Frackhemd unansehnlich. Was sonst an ihm noch ansehnlich ist, verschwindet in der ersten Stunde des Festes. Das Frackhemd wirkt nämlich anziehend auf Rotweinspritzer, Bratensoße und andere Farbstoffe. Es wäre stillos, Hemdblüste aus lackiertem Duraluminium zu machen, abwaschbar, denn gerade, daß man das Frackhemd nur ein einzigesmal tragen kann, ist ja das Feine an ihm. Ich beneide die alten Ritter. Wenn so einem Gepanzerten der Schmied die Rüstung zu steif geschmiedet hatte, dann bedrängte er ihn gewiß mit dem Doppelhänder oder warf ihn in das historische Verlies. Solches aber mit der Waschfrau zu tun, ist heute vollkommen unstatthaft.

Weltgeschichte

Von Katalósr

In der Weltgeschichte zu lesen,
was und wie und wo was los gewesen,
macht Plärier, auch wenn es schieflich geht
— ob's im Ranke oder Burckhardt steht.

Denn die kompliziertesten Affären
pflegen sich ja schließlic doch zu klären,
was man, anfangs zweifelhaft gefimmt,
int'restiert und froh zur Kenntnis nimmt.

Aber Weltgeschichte mitzumachen,
wenn Konflikte aufeinanderfrachten
und man selber sich entscheiden muß,
ist gefährlic und bewirkt Verdrüß.

Wenn sie wa r, läßt sie sich leicht beschreiben.
Wenn sie i st, heißt's: bei der Stange bleiben!
Und da wird dem Menschen angst und bang;
denn die Stange ist oft heillos lang!

Statistik um zehn Uhr abends

Von Josef Robert Harrer

Der Regen schlug an das Fenster; es war zehn Uhr abends. Ich saß am Schreibtisch. So saß ich seit zwei Stunden, ohne daß mir etwas eingefallen wäre. Nun ist das für einen Schriftsteller durchaus kein Ausnahmezustand, über den er sich kränken oder gar aufregen soll. Ich war, um die Wahrheit zu sagen, an derlei musenfreie Stunden, Tage und Wochen gewöhnt. Aber gerade heute tun es mir leid, daß ich keinen Stoff für eine kleine Humoreske fand. Ich trat am Vormittag einen bekannten und erfolgreichen Bühnendichter. „Immer in Gedanken, Meister!“ sagte ich. „Sie grübeln wohl über einem neuen Lustspiel! Ist Ihnen eine nette Sache eingefallen?“

„Eingefallen? Welche Frage! Mir fällt überhaupt nichts ein!“ — „Und dabei sind Sie so fröhlich?“ fragte ich erstaunt. „Aber selbstredend, wertester Freund! Wenn mir nichts einfällt, dann schreibe ich die zugkräftigsten Stücke!“

Daran dachte ich jetzt um zehn Uhr abends. Und plötzlich fiel mir die Entscheidung, so zu machen wie der berühmte Mann der Schreibmaschine. Ich begann zu schreiben, Worte, wahllose Worte; nach einer Viertelstunde hatte ich folgendes geschrieben:

„Vollmond... Männer zeren an den Knöpfen... Staatsanwalt macht einen Witz... Spinat mit Spiegeln... Kohlenpapier, Papier Carbone, Papier Carbon... Tinte, Tintenisch, Tintenglas, Tintenleck... Ton, Film, Tonfilm, Tonfilmster, Tonfilmstreifen, Tonfilmkino, Tonfilmkinoeintrittskarte... Stadt, Stativ, Statist, Statistik...“

Ich rauchte eine Zigarette; dann überlas ich das Geschriebene. Es war tröstlos, es war reif für das Irrenhaus, was ich geschrieben hatte. Konnte man daraus eine Humoreske machen? Nein, das war vielmehr der Grund, sich an einen Nagel zu hängen... Aber das blieb mein Auge am letzten Wort haften: Statistik.

Wozu brauchte ich gerade um zehn Uhr abends, wenn mir nichts einfällt, eine Humoreske zu schreiben? Ich konnte mich ja auch anders unterhalten. Erst heute hatte mir mein Freund aus Mailand das neueste Werk Professor Narronis geschickt, sein Lexikon der Statistik.

Ich schlug das Buch auf. Es war, wie gesagt, ein Lexikon und demnach alphabetisch angeordnet. Was sollte ich zuerst aufschlagen? Da ich noch immer die zehn Schläge der Uhr im Ohr hatte, suchte ich bei der Zehn nach. Ich kam zum Absatz: Zehn Uhr abends. Ich überstete ihn.

„Um zehn Uhr abends schlafen in Europa 90% aller Kinder und 30% der Erwachsenen. Von denen, die nicht schlafen, sind 33% Liebespaare, 40% sind infolge ihres Berufes noch wach, 10% schlafen nicht, weil sie bei Tage schliefen, 7% gehen auf Einbruch aus, 3% dichten oder komponieren... Von allen, die noch wach sind, haben 56% ihren Radiolautsprecher eingestellt 85% dieser Radiohörer haben ihren Lautsprecher zu laut eingestellt; 30% der Radiohörer hören nur mit einem Ohr; zu davon sind 3% Schriftsteller, denen das eine lauschende Ohr Anregung zum Schaffen gibt.“

Ist stieß einen Freundschaftsbrief aus. Ich eilte zu meinem Radiolautsprecher und ließ den Lautsprecher ertönen. Nun gehörte ich zu den oben erwähnten 85% und zu den zuletzt genannten 3% (falls mir nämlich das eine Ohr wirklich eine Anregung brachte).

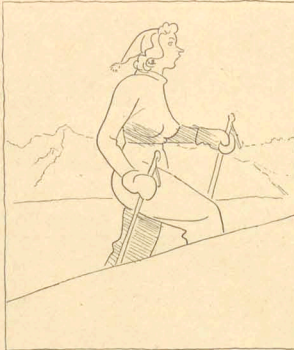
Ein Sänger ließ seine Stimme hören; er konnte kein „R“ aussprechen. Ich wälzte das Lexikon. Endlich war ich bei den Sängern. Dort las ich folgendes:

„Von den Sängern können 35% orthographisch richtig schreiben. 12% sind musikalisch begabt, 25% haben ein gutes Gehör; 13% der Sänger tragen einen Schurtbart; 46% führen ein Pseudonym; von denen, die ein Pseudonym haben, können nur 7% auf einen bürgerlichen Namen hören, der schöner als das Pseudonym ist.“

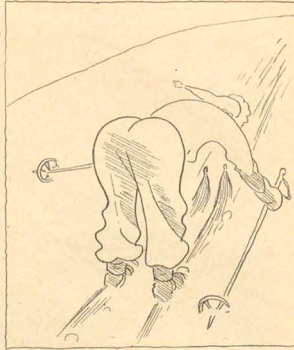
Es waren noch einige Stellen anders statistisches Material angeführt; endlich fand ich, was ich suchte: „31% der Sänger haben einen Sprachfehler; von diesen können 17% kein „R“ aussprechen; 41% können „R“ nicht gut aussprechen, weil sie nur Wassertrichterarten haben 31% einen Mittelschittel. Von den glattrasierten Sängern ohne „R“ mit

Am Übungshügel

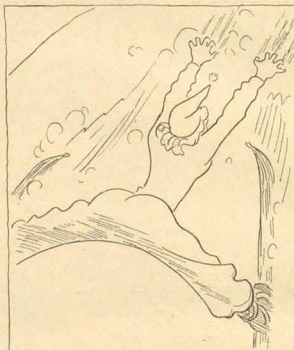
(Fr. Bliack)



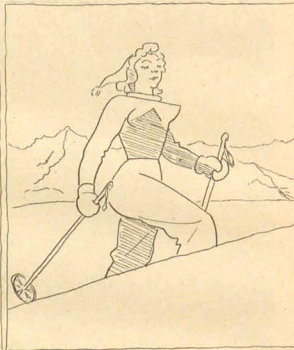
„Gleich haben wir's geschafft!“



„Ach, du lieber Himmel!“



„Jetzt geht's dahin!“



„Für die Figur war's aber gut!“

einem Mittelschittel sind 30% größer als 162 Zentimeter. Von den — — — Eben sang der Radiosänger ohne „R“:

„Grimmig grollt mein Gram am Rand des Grabes!“ Das heißt, er sang eigentlich: „Gimmig gollt mein Gam am And des Gabes!“

Der Sänger interessierte mich. Ich telefonierte an die Rundfunkleitung:

„Hallo, bitte können Sie mir über den Sänger, der eben bei Ihnen im Radio singt, Auskunft geben? ... Oh, sehr liebenswürdig! Also, Ich möchte wissen, ob der Herr glattrasiert ist, ob er einen Mittelschittel trägt und ob er größer als 162 Zentimeter ist!“

„Man gab mir eine fürchterliche Antwort; man glaubte, daß ich betrunken sei; man drückte sich aber viel drastischer aus.“

Man sieht, will einer die Wissenschaft der Statistik praktisch untersuchen, so hat er sofort die Welt zum Gegner. Aber die Sache mit dem Sänger war ja schließlich nicht die einzige auf der Welt. Ich blätterte weiter. Ich kam zu den Schriftstellern.

Da las ich niederschmetternde Dinge. Etwa:

„85% aller Schriftsteller müßten verhungern, wenn sie von ihrer Schriftstellerei allein leben wollten. Die anderen 15% verhungern nur deshalb nicht, weil sie wenig Hunger haben, weil sie nie ins Theater gehen, weil sie sich nur alle 30 Jahre einen neuen Wintermantel kaufen, weil sie nur Wassertrinker sind, weil sie die Raten für ihre Schreibmaschine schuldig bleiben, weil sie nur geschenkt

Zigaretten rauchen, weil sie jeden Abend um zehn Uhr eine Frucht vom Baume ihrer Dichtkunst pflücken, weil — — —“

Da war es; ich gehörte zu diesen 15%. Die Statistik hatte mich bereits katalogisiert. Nun suchte ich den Absatz über die Humoreske:

„Humoresken sind zu 70% zum Weinen. Die restlichen 30% sind nicht durchaus zum Lachen. 79% aller Humoresken sind schon 7946mal geschrieben worden und zwar von 7946 verschiedenen Schriftstellern. 23% aller Humoresken werden zwischen zehn und elf Uhr abends geschrieben; 67% dieser Humoresken sind so traurig, daß der Dichter schwarze Kleider anlegte, als er sie schrieb; von den Humoresken, die nicht so traurig sind, werden 12% gedruckt. Bei 80% aller geschriebenen Humoresken war der jeweilige Autor begeistert; bei 100% aller gedruckten Humoresken war die Konkurrenz überzeugt, daß die eigene (nichtgedruckte) Humoreske um 4500% besser sei.“

„Ich las dann noch: „Schriftsteller, die ihre Humoresken aus wissenschaftlichen Werken abschreiben, endigen zu 99% im Kerker.“

Da stockte meine Feder, das heißt, die Taste der Schreibmaschine. Hatte ich eine Humoreske geschrieben? Wenn ja, dann mußte ich bestimmt zu den 99% Eingekerkerten gezählt werden. Das war keine schöne Aussicht für die Zukunft. Nur die Leser können mich davor bewahren, wenn sie nämlich jetzt sagen, daß sie keine Humoreske, sondern eine traurige, langweilige Sache gelesen haben; sonst verdammt mich die Statistik.

DIE HEXE / VON BASTIAN MÜLLER

Sie war zugezogen und wohnte in dem schrecklich großen Neubau am Bendeweg. Über ihr Aussehen hatten wir zwölfjährige Jungen uns schon immer geärgert. Ich hatte einmal gewagt zu sagen, sie sei eigentlich nicht grundhäßlich, das rief aber ein Hohngelächter hervor.

„Na, ich habe nicht behauptet, daß sie eine Schönheit ist“, verteidigte ich mich. Unter keinen Umständen wollte ich in den Verdacht kommen, daß ich sie ein bißchen leiden mochte. Schließlich war es besser, seine Freunde zu behalten, als mit einem hergelaufenen Mädchen schön zu tun. Aber sie machte uns allerlei zu schaffen. Da trocknete ein kalter Wind unsere schmutzige Dorfstraße, machte sie fest und glatt, und schon war die Hexe da. Sie besaß Rollschuhe. Mit einem Unschuldsgesicht sauste sie durch unser Fußballspiel. Ihre roten Haare flatterten nur so hinter ihr her. „Geh weg, du!“ drohten wir ihr. Aber sie lachte nur. „Jagt mich doch!“ höhnte sie. Natürlich konnten wir dieses rote Wiesel auf Rollschuhen nicht erjagen, und wir spielten weiter, aber jeder wünschte sich, einmal ihre Rollschuhe unter den Füßen zu haben. Dazu hätte man aber ihr Freund sein müssen, und wer würde sich zu so was herablassen? Wir waren Jungen, schon zwölfjährig, und unser Anführer Franz war bereits im Stimmbruch. Der Wind, der die Straße blankgefegt hatte, drehte noch ein bißchen weiter nach Osten und ließ das Wasser in der Lehmkuhle zufrieren. Wir schnitzten heimlich die Absätze von unseren Holzschuhen, so daß sie gradförmig wurden, und wanderten zum Eise. Versuchsweise. So sicher trug es noch nicht. Erst probierten wir mal vorsichtig, dann sausten wir darüber hin. Es war noch so herrlich gefährlich.

So machten wir uns nun daran, zwei lange Schlitterbahnen blank zu wetzen und gerieten über dem Rutschen ordentlich in Hitze. Aber schon legte sich wieder ein Schatten auf unser Wintervergnügen; die Hexe tauchte auf. „Was willst du hier?“ schrie Franz mit seiner Kratzbürstentimme.

Sie lächelte überlegen wie eine Dame, hockte sich auf die Kuhlentante und machte sich mit etwas Blankem zu schaffen.

„Herr im Himmel!“, sagte Heini, „sie hat Schlittschuhe!“ Uns verging alle Lust, auf absatzlosen Holzschuhen herumzuzurufen. Wenn nur einer von uns richtige Schlittschuhe gehabt hätte, da würden wir der dummen Göre schon was vorlaufen. Aber das waren fromme Wunschträume. Nun kam sie auf das Eis. Hui! setzte sie ein Bein vor, stieß mit dem anderen ab und sauste dahin, einen Kreis, eine Acht, immer mitten über unsere Rutschbahnen.

„Das ist zuviel!“, knurrte Franz. Wir steckten die Köpfe züsammen und hielten Rat. Wir wollten uns an ihrem Hochmut, ihren Schlittschuhen, ihrer gottlosen Art, in unsere Jungennähe einzudringen, bitter rächen. „Einer setzt ihr ein prima Beinchen“, sagte Franz, „alle stürzen darauflos, springen mit Wucht auf das Eis, das hält es nicht aus, und sie liegt mit der Nase drin. Aber sofort zurückspringen, Herrschaffen!“ Es sollte eine eisige Rache werden. Jeder hatte noch Wichtiges dazu zu sagen.

„Wollen wir sie im Wasser lassen?“, fragte Rudi. „Nein, dann retten wir sie!“, entschied Franz. Ich muß gestehen, der Gedanke, sie zu retten, ließ mein Herz heftig klopfen. Da mußte man sie ja ganz fest anfassen. Ich sah die anderen an und auch sie schwiegen einen Augenblick und dachten wohl jeder an etwas.

Der Hexe mußte unsere Konferenz zu langweilig geworden sein, denn mit einem Male sauste sie auf uns zu. Erst dachten wir noch, sie wolle uns verblüffen und dicht vor unserer Nase einen eleganten Bogen machen, daher sahen wir nur so oben und sehr geringschätzig zu ihr hin. Wir kannten sie nicht besser. Aber sie war ein halbes Jahr älter und in den wilden Jahren. Mit einem Ruck saß sie uns im Nacken. Und sprang hoch vor Vergnügen.

Da war es auch schon geschehen. Ein Mann war zuviel für das Eis. Wir saßen bis an die Brust im Wasser der Lehmkuhle und unsere Holzschuhe schossen hoch wie Tauchenten. Wir alle, nur die Hexe nicht. Mit einem lauten Gelächter sauste sie in einem herrlichen Bogen um unsere Köpfe. Natürlich hatten wir nicht vor, in dem Loch einzufrieren, wenn aber einer sich auf die Eiskante schwingen wollte, brach sie ab und die Beine schwammen gefährlich unter das Eis. Die Hexe aber lief wie der Blitz davon. Franz drohte mit fürchterlichen Flüchen hinter ihr her. Aber sie wollte uns nicht im Stich lassen, mit einem Mal war sie wieder da und schleifte den Bremsboden der Ziegeleibahn hinter sich her, schob ihn über den Rand.

„Anfassen!“ kommandierte sie, „Heini zuerst!“ Sie hielt das andere Ende, hakte die Schlittschuhspitzen ein und zog. Recht erbärmlich klappernd stand Heini oben und bat um seine schwimmenden Holzschuhe.

Nun wollte Franz ran. „Nichts da!“, lachte die Hexe, „der größte Held ist der letzte, der gerettet wird.“ Sie konnte gehörig bibbeln sein. Ich durfte raus. Sie erlaubte es. Sie sah mich freundlich dabei an, während sie zog. Als ich schon festes Eis unter den Füßen hatte, ruckte sie und ich schoß zu ihren Füßen hin. „Nicht so stürmisch!“, sagte sie, als wäre sie erwachsen. Nun hätten Heini und ich schon losklappern können, heim, wo es noch etwas zu erwarten gab. Aber wir standen wie festgefroren, bis die anderen raus waren und — na, keiner mit ihr allein auf dem Eis blieb. In Schwärmlinie liefen wir ab.

„Na, ne verdammte Hexe ist sie doch!“ brummelte Franz. Wir glaubten nicht recht zu hören. Als wenn sie gewußt hätte, daß wir sie reinretten wollten“, brummte er weiter.

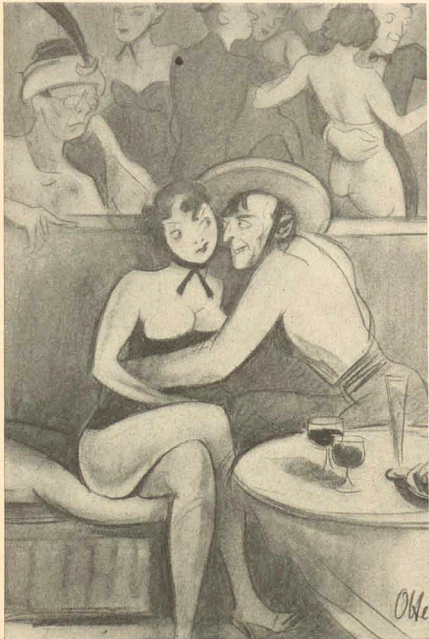
„Und sie kam gleich auf die Idee mit dem Bremsboden“, keuchte ich. Wir nannten sie eine ganz gefährliche Hexe, aber keiner sprach davon, ihr den Streich heimzuzahlen. Sie hatte unseren Mut gekühlt; wir trabten heim und wußten, daß wir morgen auf dem Eise sein würden. Vielleicht war sie dazu zu bewegen, uns mal ihre Schlittschuhe zu leihen oder auch nur so'n bißchen bei der Hand zu nehmen und zu ziehen. Vielleicht hatte sie nichts dagegen, wenn wir ihre Freunde wurden.



mit
KUPFERBERG GOLD
dem Sekt, der immer gut schmeckt und
immer gut bekommt * seit 83 Jahren
anerkannt und beliebt.
Die gute Laune selbst
CHR. ADT. KUPFERBERG & CO., MAINZ
GEGR. 1850

Die erste Redoute

(Otto Hermann)



„Was, du bist zum ersten Mal auf dem Fasching?
Sonderbar, du faßt dich aber ganz bekannt an!“

PERLMUTTERINDUSTRIE

VON JAMES HILTON

Der Kanake schraubte den Taucherhelm fest, und dann ließ sich Saung Lo zum vielleicht zehntausendstenmal in seinem Leben samt hintüber in das warme Meer gleiten. Langsam sank er durch das grüne, durchscheinende Wasser Faden um Faden in die Tiefe. Sein Luftschlauch und die Signalleine baumelten über ihm, wobei die verbrauchte Luft in einer Kette explodierender Blasen aus dem Ablaßventil entwich. Er war eine seltsame, wenn auch in diesen Gewässern oft gesehene Erscheinung: mit seinem runden Taucherhelm, dem aufgebühlten Segeltuch- und Gummizug, wie er mit seinen nackten braunen Händen Signalleine und Muschelnetz hielt. Diese Hände waren zierlich und zartglänzend wie die einer Frau. Sie paßten zu dem hinter Stahl und Schutzglas maskierten braunen Gesicht. Saung Lo war in Wahrheit erst 21 Jahre alt, obwohl er seit Jahren als Taucher tätig gewesen war. Auf einer Sumatra-Pflanzung geboren, war er nach der Gummihauerei nach dem Süden vertrieben worden auf der Suche nach Arbeit, für die ihn der Weiße dauernd bezahlen würde. Er selbst gab nicht vor, das Warum und Wozu seiner Tätigkeit zu verstehen. Er wußte nur, daß er für sein Herumkriechen in großer Meerestiefe auf der Jagd nach Perlmuscheln Geld verdienen konnte, abgesehen von der Aussicht, gelegentlich eine Perle zu finden. Verschiedene Male hatte er solches Glück gehabt und Extrageld verdient.

Er wußte nicht, daß der ihm ausbezahlte Betrag geringer war als ein Hundertstel des Preises, den die Perle schließlich in den Läden der Bond Street oder Fünftens Avenue erzielte. Er ahnte nicht, daß sein australischer Unternehmer mit zwanzigprozentigem Gewinn mit einer amerikanischen Firma zusammenarbeitete, die einen ähnlichen Gewinn einsteckte. Er wußte nicht, daß ihn der chinesische Ladenbesitzer, der Bier und Konserven verkaufte, planmäßig betrog. Und da es so viele einfache Dinge gab, die er nicht wußte, so war es vielleicht nicht so erstaunlich, daß ihm die plötzliche Krise auf dem Weltmarkt und der Preissturz für Perlenwaren nicht eingehen wollte, so wenig wie die sich daraus ergebende Notwendigkeit,

zweimal so oft zu tauchen und die doppelte Menge Muscheln für denselben Lohn heraufzubringen. Dennoch gab es anderseits ein paar seltsame Dinge, die Saung Lo wußte. Er wußte zum Beispiel Bescheid über den Meeresboden. Er kannte die Geographie eines kleinen Stückchens Meeresgrund unweit der Thursday-Insel so gut, wie die meisten Menschen ihre eigene Stadt oder ihr Dorf kennen. Er kannte die Klippen und Untiefen dieser phantastischen Unterwasserwelt, die grüne Dämmerung der Korallenhöhlen, die schattenhaften Spukgestalten von Lebewesen, die kaum in seinen Gedanken Worten zu beschreiben waren. Er wußte, wo dieser geheimnisvolle Erdteil in Tiefen abfiel, in die er nie vordringen konnte. Oft trat er bis an den Rand des Abgrunds heran und starrte in die dunkle Unermesslichkeit. Es war ihm dann, als sei dies seine ihm allein gehörige Entdeckung, und wenn er später wieder zur Oberfläche emporstieg, tröstete ihn dieser Gedanke, selbst wenn der Inhalt seines Muschelnetzes einen enttäuschenden Preis erzielte. Er war stolz darauf, daß er tiefer tauchen konnte als irgendein anderer Taucher, von dem er je gehört hatte: zehn, zwanzig, ja dreißig Faden hinterher bis zu einer Tiefe, in der er sich nicht länger als ein paar Augenblicke aufhalten wagte, einer erdrückenden Betäubung wegen, die dann seine Glieder befriel. Er wußte nicht, daß das einem Druck im Gewicht von vielen Kilogramm auf jeden Zentimeter seines Körpers zuzuschreiben war. Sein Wissen war ebenso unzureichend wie seine wirtschaftliche Begabung. Aber er kannte sehr wohl die hauptsächlichsten Gefahrenzeichen und wußte genau, wie sich diese Gefahren äußerten. Er hatte Männer an der Taucherlampe sterben sehen, wie sie in furchtbaren Todeszuckungen die warmen Inselnächte hindurch klagten. Und er wußte aus eigener Erfahrung, daß ihm, wenn er zu lange unten blieb oder zu schnell tauchte, das Blut aus Ohren und Nase tropfte, und er das Gefühl hatte, als sei ein Eisenering um seine Stirn geschmiedet und der werde immer enger geschnitten.

Aber er machte sich keine Gedanken darüber. Das gehörte zu seinem Beruf. Und wenn ihn die leise zunehmende Strömung in die Tiefe tauchen ließ, hätte er keine Sorgen gehabt, wäre nicht diese geheimnisvolle Sache mit der Preisbildung gewesen. „Was ist los, daß gute Taucher nicht länger wilde Gold hochkan Bank bekommen soll, he?“ hatte damals bei seiner letzten Abrechnung mit dem Unternehmer sein Einspruch gelaundet. Und die lachend gegebene Antwort des Australiers war eine solche gewesen, die zu verstehen Saung Lo einfach nicht geglückt war. Aber wie gewöhnlich, tröstete ihn seine einsame, nur ihm gehörige Welt. Er nährte insgeheim zwei Träume — der eine davon rein praktischer Natur, nämlich genügend Geld „hochkanke Bank“ zu sperren, um eines Tages nach dem Norden Heimkehr zu können und ein Mädchen seiner eigenen Wahl zu heiraten. Aber dieses glückliche Ziel rückte immer rascher in die weite Ferne, nun sein Verdienst mit der Erfindungsgabe des Chinks von Ladeninhaber, der sein Schuldkonto kunstvoll anschwellen ließ, kaum Schritt halten konnte.

Merkwürdig: wie sehr er sich auch bemühte, Saung Lo konnte nie ganz aus den Schulden bei dem schiefen einheimischen Kaufmann herauskommen, und solange er Schulden hatte, durfte er die Thursday-Insel nicht verlassen. Das Verfahren bewährte sich glänzend — glänzender als Saung Lo merkte... Saung Lo war es zufrieden, wenn er seine dicken Gummihosen den Korallengrund berühren durfte. Ein Dröhnen war in seinen Ohren und ein Prickeln hinter seinen Augen — leichte Störungen, an die er sich seit langem gewöhnen mußte. Er wußte genau, wo er war: an der Abdeckung eines Felsenbretts, das in den Abgrund abstürzte. Wunderliche Lichtschwämme an ihm vorüber wie phosphoreszierende Lichtstrahlen in der Dämmerung. Mit seiner Signalleine Zeichen gebend, begann er über den rauhen Meeresboden zu schreiten, während der Luggler hoch über ihm in der Strömung trieb. Nun sein Netz voll war, zog er an der Signalleine und gab das Zeichen, er sei fertig zum Herausfahren. Er hatte ungewöhnliches Glück gehabt: sein Netz war voll Muschelplatten, die groß wie Suppenteller waren; ein guter Zug und „wilde Gold“ wert, wenn der Australier ihn nur richtig bezahlen wollte. Er würde an diesem Tage, beschloß er, nicht mehr tauchen. Und eben da, inmitten ermatterter Befriedigung, föhnte er plötzlich seinen ganzen Körper erneut in Spannung versetzt durch einen Anblick, der ihn aus nur ein paar Schritten Entfernung anstarrte. Es war die schwankende Schatten des größten Haiisches, den er je gesehen hatte.

Saung Lo war natürlich mit ziemlich vielen dieser unangenehmen Bestien zusammengetroffen. Er hatte nur halbwegs Angst vor ihnen. Er wußte, daß sie einen voll bekleideten Taucher nur selten angreifen, abgesehen durch die drohende Erscheinung seines Helms und seiner aufgebulterten Kleidung, sowie auch von dem ständigen Ausströmen von Luft aus dem Ablaßventil. Ein Taucher verhielt sich jedoch vorsichtig in ihrer Nähe. Sie hatten einen Instinkt für Fleisch und es bestand immer die Gefahr eines bössartigen Schnappens nach einer nackten Hand.

Saung Lo beobachtete daher das Ungeheuer ebenso geduldig, wie das Ungeheuer ihn beobachtete. Diesmal empfand er vielleicht mehr als halbwegs Angst, der Hai war so riesig und er sprang auf der Höhe seiner Leibeslänge nach einem Teil ununterbrochen Taucher-Torsum konnte er die richtige Verhaltensweise bei solchen Begegnungen und war weit davon entfernt, in eine Panik zu geraten.

Er machte mit den Armen in dem schweren Wasser wegseuchende Bewegungen, erregte soviel Tumult wie möglich, und im gleichen Augenblick schloß er die Ablaßklappe, um seinen Auftrieb zu erleichtern. Der von diesem Manöver verblüffte Hai glitt ein wenig zurück, dann folgte er dicht hinterdrein. Saung Lo war darauf gefaßt und nicht erstaut, als sich der Abstand zwischen ihnen langsam verminderte. Neugier besiegt Furcht: das gilt vom Menschen wie vom Hai.

Als der Raubfisch wieder auf ein paar Meter herangekommen war, öffnete Saung Lo erneut sein Ablaßventil und ließ eine rasche Salve von Luftblasen ins Wasser knattern. Das hätte, bei einigem Glück, den Räuber völlig erschrecken können; aber Saung Lo hatte kein solches Glück. Der Fisch kam

S.O.S.-Ruf aus der Schweiz

(Erich Schilling)



„Von Kreuz und Fahne angeführt,
den Giftsack hinten aufgeschnürt,
der Fanatismus ist Proß,

die Dummheit folgt als Bettelroß:
Sie kommen, die Jesuiten!“

Gottfried Keller (1843)

Gefahr im Anzug

(K. Heiligenstaedt)



„ . . . nehmen Sie lieber eine Sicherheitsnadel, ich muß Zeitaufnahme machen . . . “